

artigem Schritt. Warum, wurde klar, als sie vorüberkamen. Die Tiere waren gehobelt – sprich ihre Vorderbeine waren durch Leder und kurze Ketten gebunden. Mit dieser Methode konnte man die Tiere grasen lassen, ohne dass sie sich weit entfernten. Allerdings schien genau das hier nicht geklappt zu haben. Mit großem Geschick bewegten sie sich schneller als sich dies der Mann, der dahinter kam, wünschen konnte. Nun hatte ich nur wenige Minuten zuvor die Koppeln eines Gestüts passiert.



So glaubte ich zunächst, es handle sich um Ausreißer, die auf dem Heimweg waren. Aber die Wahrheit lernte ich, als mir später ein zweiter Herr unweit eines Camps entgegen kam. Die beiden Wanderreiter hatten ihr Nachtlager aufgeschlagen, bevor irgendwann die Pferde getürmt waren. Nun fühlte ich mich schlecht. Ich war extra zur Seite gegangen, anstatt die Tiere aufzuhalten, im Glauben ihre Richtung stimme. Da es nun fast dunkel war, muss es für die Reiter ein schwerer Start in die

Nacht gewesen sein – im Versuch die Tiere unverletzt wieder einzusammeln. „Nicht nur Mönche müssen also wachsam sein“, murmelte ich und schlug lange nach Sonnenuntergang mein Zelt am Ufer auf. Ich war müde. Dank der Extrakilometer hatte die Etappe wieder die 60 überschritten.



In der Früh wanderte ich weiter über sandige Wege. Jedes Jahr zermalmt die Loire, so schätzt man, eine Million Tonnen von der Landschaft Frankreichs zwischen dem Zentralmassiv und dem Atlantik. Diese Ressource wurde auch lange von den Bauern des Tals genutzt. Vor allem Richtung Nantes brachten sie für die Aussaat von Karotten, Feldsalat und anderem Gemüse Loire-Sand aus, der die schweren Böden lockerte und sie im Frühjahr schneller warm werden ließ. Da jedoch der Bedarf ständig wuchs



und man bald das Fünffache von dem entnahm, was der Fluss jährlich anschwemmte, musste man aufgrund der schwindenden Reserven handeln. Seit 30 Jahren gehört der Sand als wichtiger Teil des Ökosystems wieder dem Fluss, seiner Fauna und Flora. Das macht die Loire zu einem Strom, der ständig sein Antlitz ändert. Inseln entstehen, werden von der Strömung geformt und im Hochwasser wieder fortgespült. Jetzt in der sommerlichen Trockenheit dominierte der Sand noch mehr als sonst die Biegungen und Buchten. Eine Weile stand ich in einer solchen. Die Loire spiegelte das reine Blau des Morgenhimmels. Flusseeeschwalben stießen ins Wasser und trugen ihre zappelnde Beute davon.

Bis kurz vor Mittag war es heiß geworden. 30 Grad zeigte das Thermometer als ich in die kühle Martinskirche der kleinen Ortschaft Mardié eintrat. Hell leuchteten die Wände, bunt strahlte das Licht der Fenster an den Säulen und das Gebet stieg auf zum Himmel.

Im Anschluss ging es zurück zwischen die Dörfer. Vor dem Friedhof, zwischen Bäumen mit trostlosem Formschnitt, waren ein paar Tische aufgestellt und eine Gruppe Leute hatte sich zu Wein und Chips versammelt. Während ich noch rätselte, ob es in Frankreich eine mir unbekanntere rustikale Leichenschmaustradition gab, wurde ich auch schon herangewunken. Ich sollte allerdings keinen Toten beweinen, sondern man zeigte mir den Weinberg neben der Friedhofsmauer. Ursprünglich war er von Mönchen aus Orléans gepflanzt worden, erzählte man, und 1 000 Jahre habe man hier edle Tropfen kultiviert. Dann sei lange Zeit alles verkommen und verwildert. Nun aber, dank dem Verein, der hier gerade seine Réunion hatte, hingen wieder Trauben an den gereinigten und gepflegten Reben. „Es schaut nach einem guten Jahr aus“, wurde meine Frage beantwortet. Kein Wunder bei den Sonnenstunden. Die Besonderheit war hier, dass man den Pinot Noir nach altem Verfahren weiß keltern wollte – eine Technik, die ich, wie der Leser weiß, schon in der Champagne kennengelernt hatte. Beim *Blanc de Noirs* (Weißer aus Schwarzen) werden die Schalen, in denen die Farbstoffe sitzen, vor der Gärung vom Saft getrennt. Das war aufwändig. Und eigentlich hatten Dom Perignon und seine Freunde das Verfahren entwickelt, weil in ihrer Zeit Weißwein viel gefragter gewesen war. Aber hier sollte, gleichwohl man heute den Rotwein nicht mehr schmähete, die alte Tradition lebendig bleiben. Ich wünschte das Ausbleiben von Hagel und eine gute Weinlese – auf die Fürsprache des heiligen Urban.

Dieser Patron der Winzer war selbst ein gallo-römischer Franzose gewesen. Aber der sechste Bischof von Langres und Autun kam damals nicht allen gelegen und musste fliehen. Dabei versteckte er sich in einem Weinberg. Da ihn die Winzer nicht verriet und sich später durch seine Predigt zum Christentum bekehrten, wurde er bald zu ihrem besonderen Fürsprecher. All das nur, damit ihm später durch eine Verwechslung ein anderer Urban den Rang als Weinpatron ablaufen sollte, nämlich der gleichnamige Papst aus dem 3. Jahrhundert. Dabei hatte der keinen besonderen

Bezug zu den Reben. Sein Fest am 25. Mai hat vor allem im deutschen Sprachraum den „richtigen“ Urban (2. April) ausgestochen.

So viel „Urbanisierung“ brachte mich derweilen dem nächsten städtischen Zentrum näher. Vor den Toren Orléans, das zur Zeit Kolumbans eine der Hauptstädte des geteilten Merowingerreichs gewesen war, schmunzelte ich noch über zwei ältere Damen, die am Kanal eine Picknickdecke ausbreiteten. Eine von ihnen trat – ähnlich einer Katze – den Platz mit ihren Füßen „weich“, bevor sie sich zufrieden, nach einer langsamen Drehung niederließ. Dann lief ich auch schon durch die Häuser zu meinem ersten Ziel, der ehemaligen Abtei Saint-Aignan.

Der heilige Anianus, im 5. Jahrhundert Bischof von Orléans und damit Zeitgenosse des korrekten Urban, genoss in der Stadt große Verehrung. Er hatte durch sein Einschreiten und seine Umsicht die Einnahme der Stadt durch Attila den Hunnen (451) verhindern können. Daran erinnerte man sich auch, als 1 000 Jahre später die Engländer vor den Toren standen. Damals sollte es die heilige Jungfrau von Orléans, Jeanne d’Arc, sein, die eine neue Heiligengeschichte schrieb.

Mein Besuch von Saint-Aignan, wo spätestens im 7. Jahrhundert Mönche nach der Mischregel Benedikts und Kolumbans gelebt hatten, verlief wenig erfreulich. Kirche und Krypta waren zugebrettert. Davor, wo einst der Innenhof des Kreuzgangs gewesen sein mag, spielten ein paar Herren ein *jeu de boules*.

Andererseits war es vielleicht geradezu passend, dass mir als Pilger auf dem Kolumbanweg der Zutritt verwehrt blieb. Jonas von Bobbio berichtet, dass die irischen Mönche *„eine Zeit lang am Ufer der Loire in Zelten rasteten, denn auf Anordnung des Königs war es ihnen verboten, die Kirchen zu betreten.“* Nur um ihre Vorräte aufzufrischen, gingen sie schließlich in die Stadt. *„Als [sie] in die Stadt kamen, fanden sie nichts, weil die Einwohner aus Angst vor dem König nicht wagten, ihnen etwas zu verkaufen oder zu geben. [...] Auf der Straße trafen sie eine syrische Frau. Sie fragte, wer sie seien. Die Männer Kolumbans erklärten ihr, dass sie auf der Suche nach Nahrung*

*seien, aber nichts gefunden hätten. Die Syrerin antwortete: „Kommt, meine Herren, in das Haus eurer Dienerin und nehmt, was ihr braucht. Denn auch ich bin eine Fremde aus dem fernen Land des Orients.“* Die Hilfe der Syrerin blieb nicht unbelohnt. Kolumban heilte später ihren blinden Mann (Jonas von Bobbio, 41).



Nun wird mancher Leser vielleicht nicht nur wegen der Wunderheilung an der Geschichte zweifeln. Hatte hier Jonas einfach von einem biblischen Wunderbericht abgekupfert und ihn unserem Heiligen zugeschrieben? Denn was machten Syrer im 7. Jahrhundert in Orléans? Nach einer Information, die ich fand, ist dieses Element der

Erzählung jedoch nicht so abwegig wie man meinen sollte. Orléans – hinter dessen Name sich Kaiser Aurelian und die nach ihm benannte römische Stadt Aurelianum verbirgt – hatte tatsächlich einst eine syrische Gemeinde besessen. Und zwar samt Kamelen, mit denen man flussaufwärts Schiffe treidelte. In der Tat sind aus der römischen Epoche durch Skelettfunde Kamele schon in vielen Teilen Europas nachgewiesen worden.

Ich selbst bekam heute aber kein Höckertier zu Gesicht, während ich als nächstes zur Kathedrale lief. Auf den ersten Blick schien das gewaltige Gotteshaus vielen gotischen Bischofskirchen in Frankreich zu gleichen, aber auch wenn die Baugeschichte an ihrer Stelle Kirchen bis ins frühe 4. Jahrhundert zurückverfolgen konnte, wurde der Grundstein dieser Kathedrale erst im 17. Jahrhundert gelegt. Ihre Fertigstellung sollte gar bis 1829 dauern. Der gotische Vorgängerbau, den sie in Form und Gestalt nachahmte, hatte zwar den 100-jährigen Krieg überstanden, nicht aber den Angriff der Hugenotten. Dabei hatte der Anführer der Protestanten selbst den Befehl gegeben, die Tore zum Schutz des Gebäudes noch zumauern zu lassen. Doch einer Gruppe Eiferer für die calvinistische Reform gelang es, in die Kirche einzudringen und die Pfeiler der Vierung zu sprengen. Ein gewaltiger Haufen Schutt war fast alles, was von dem Kunstwerk für die nächsten 30 Jahre blieb.



Als ich den Ort betrat, war Frieden eingekehrt – aber nicht Ruhe. Menschen schwätzten und unterhielten sich auf ihren Stühlen und warteten mit Programmhäften auf ein Orgelkonzert. Ich selbst erlebte nur die ersten Takte der modernen Darbietung, die an den Minimalismus Arvo Pärts erinnerte. Dann lief ich wieder durch die Gassen und schließlich zum Fluss und zur Stadt hinaus.

13 Kilometer Flaniermeile, Alleen, Wälder und Naturschutzgebiet brachten mich am Abend zu einem ehemaligen Campingplatz. Die Gebäude waren wie Saint-Aignan zugebrettert, aber niemand verwehrte mir den Zutritt zu den flachen, gemähten Wiesen, wo ich unter einer Weide mein Zelt aufschlug.



Das Morgenlicht gab den schieren Mauern der Festung und den hochragenden Ap-siden der Stiftskirche von Meung-sur-Loire ein freundlich warmes Aussehen. Der Anblick mag während des 100-jährigen Krieges wesentlich düsterer gewesen sein,

als Jeanne d'Arc mit ihren Truppen die Engländer vertrieben hatte. Die Anfänge der Stätte waren beschaulicher gewesen. Der hl. Liphardus, Cousin des Frankenkönigs Clovis, hatte nach dem Studium des Rechts der Welt den Rücken gekehrt. Er war ins Kloster von Saint-Mesmin eingetreten, das ich gestern Nachmittag vor den Toren von Orléans noch besucht hatte. In den Ruinen der gallo-römischen Festung von Meung hatte Liphardus dann als Einsiedler gelebt. Das spätere Benediktinerkloster erhielt seinen Namen. Ob auch seine Reliquien dort verehrt wurden, konnte ich nicht sagen. Zur Zeit, als ich durch die Gassen der kleinen Altstadt schlenderte, war das Gotteshaus verschlossen. Auch die



Kormorane auf den Sandbänken der Loire wirkten noch etwas verschlafen.

Die nächste kleine Stadt flussabwärts war Beaugency und auch sie war, wie viele Orte rund um Orléans, voll von geschichtsträchtigen Ereignissen. Auf eine Weise wurde hier 1152 der 100-jährige Krieg zwischen England und Frankreich (1337-1453) weiter angebahnt. Ludwig VII. schaffte es in Beaugency auf einem Regionalkonzil, seine Ehe mit Eleonore von Aquitanien zu lösen. Die Dame, die sich aus dem „Mönch“, wie sie ihren Mann spottend nannte, nicht viel gemacht hatte, sollte in der Folge die Frau von Heinrich II. aus dem Haus Plantagenet werden. Dieser herrschte nun nicht mehr nur in seinem Stammland um Angers (Anjou), Le Mans und Tours, und dank der Ehe seines Vaters über das anglo-normannische Reich, sondern durch die Heirat mit Eleonore besaß er nun auch Aquitanien und die südwestfranzösische Gascogne. Das Haus Plantagenet herrschte damit von den Pyrenäen bis Schottland. Dieses „Missverhältnis“ zwischen dem französischen König und seinem viel mächtigeren Gefolgsmann prägte fortan die Beziehungen der beiden Häuser bis sie im Krieg



münden sollten. Als zum Höhepunkt dieser Auseinandersetzung englische Truppen auch Beaugency besetzten, war es einmal mehr Jeanne d'Arc, die mit ihren Truppen die Stadt befreite.

Ich besuchte die ehemalige Augustiner-Abtei und wandelte um den Donjon. So nennt man die mittelalterlichen Wohn- und Wehrtürme Frankreichs. Der Begriff ist die gallo-römische Abwandlung des lateinischen *dominus*, Herr. Aus diesem *dominione* wurde *donjon* – und hierher rührt übrigens auch das Englische *dungeon*, wenngleich dieses später nicht mehr den Sitz des Landesherrn, sondern seinen Kerker meinte.

Hinter Beaugency führte der Weg durch ausgetrocknete Schwemmlandschaften. Der süßliche Geruch junger Pappeln umfing mich auch heute wieder angenehm – bis ein Tierkadaver das sensorische Profil drastisch änderte. Und hier bewahrheitete sich

eine uralte Pilgerweisheit: „Totes Tier und Seitenwind? Gesegnet ist das Pilgerkind! Rückenwind und totes Reh? Für Meilen tut die Nase weh!“

Rauchwolken stiegen nördlich des Dammes auf. Ein Waldbrand? Solche verwüsteten in diesen Tagen vor allem den Süden des Landes. Doch auch hier war man nun in der zweiten Hitzewelle angelangt. 32 Grad zeigte das Thermometer gegen Mittag. Aber das Problem war vor allem die schon so lange anhaltende Trockenheit. Nicht überall hatte der gewittrige und oft nur lokale Starkregen vor zwei Wochen Entspannung gebracht. In ganz Frankreich gab es nun kaum mehr einen Ort, in dem nicht Verordnungen den Gebrauch von Wasser einschränkten.

Auch mir fehlte Wasser und daher hielt ich die Mittagspause im Schatten der Bäume trotz – oder genau wegen – der Hitze kurz. Erst in Montlivault fand ich einen öffentlichen Trinkbrunnen, füllte die Flaschen und weichte meine Kleidung ein. Dann saß ich tropfend auf



der Bank eines Unterstands, den man für Jakobspilger auf der Via Turonensis (Paris – Pyrenäen), die Radtouristen der Eurovelo Route 6 (Atlantik – Schwarzes Meer) und österreichische Priester auf der Via Columbani errichtet hatte. Nach weiteren Kilometern entlang der Loire tauchte Blois im Gegenlicht auf.

Die Stadt mit ihrer Steinbrücke, Kathedrale und der ehemaligen Abteikirche Saint-Nicolas hat kulturell viel zu bieten. Mir blieb vergleichsweise wenig Zeit sie zu erkunden. Es war spät geworden und ich musste die Beine in die Hand nehmen, um noch ein paar Einkäufe absolvieren zu können. Dann saß ich neuerlich auf einer Bank und blickte über die glitzernden Wasser der Loire, während junge, sonnenbebrillte Män-



ner an der Kreuzung hinter mir ihre Motoren heulen ließen. Mit quietschenden Reifen fuhren sie um die Kurve und jagten sinnlos ihre frisierten Autos über die Brücke. Und damit riefen sie mir in Erinnerung, was für ein faszinierendes und mysteriöses Wesen der Mensch doch hinter getönten Scheiben ist. Wer kann hoffen, Gottes Wege zu ergründen, wenn er noch nicht einmal die eines Proleten wirklich versteht?



In Blois könnte man aber nicht nur viel über getunte Peugeot 207 GTi berichten, sondern auch wieder über Grafen, Könige und Heerführer. Es ist kein Wunder, dass gerade hier jährlich im August Historiker und Geschichtsinteressierte zum *Rendez-vous de l'histoire de Blois* zusammenströmen. Vorträge, Filmvorführungen und Podiumsdiskussionen füllen eine Woche mit Programm und verdoppeln fast die 45 000 Einwohner der Stadt.



Meine Aufmerksamkeit galt hingegen beim Verlassen von Blois einem viel unscheinbareren und menschlicheren Phänomen. Die Via Columbani führte nach ein paar Straßen hoch zum Damm. Dieser hatte in jenem

Abschnitt eine sehr hohe Krone und gab Ausblicke auf die ausgedehnten Schrebergärten frei. Dicht gedrängt waren hier alle Tipps und Tricks der Gartenmagazine und Youtuber mit grünem Daumen in einem Mischmasch an Kreativität und unterschiedlicher handwerklicher Fertigkeit umgesetzt. Zur Abschreckung der Vögel ließ der eine CDs – besonders wirksam gewiss die Scheiben alter Schlagerstars – von Ästen baumeln; der Nachbar hatte ein T-Shirt auf ein Holzkreuz montiert, während der nächste keine Mühen gescheut hatte, eine vollwertige Figur mit neonoranjer Warnjacke zu basteln. Sie schien so hochwertig ausgeführt, dass gewiss auch die falschen Fingernägel unter den angetackerten Gartenhandschuhen lackiert waren. Ausgeklügelte Systeme fingen das Wasser von Dächern auf, ob von netten Gartenhäuschen oder schwindligen Schuppenkonstruktionen. Die volle Breite der Gesellschaft war hier am Abend mit Gießkannen unterwegs. Muslimische Damen mit Kopftuch und langen schwarzen Gewändern gossen Tomaten neben hippen Millenials mit Man-Bun und französisch beflaggten Front-National-Wählern. Der Schrebergarten als Mikrokosmos.

Ich wandelte einige Meter über dieser Wunderwelt den Damm entlang. Nur gelegentlich war es geboten, auf den schmalen Pfad zu blicken. Denn die Sache mit der Hundekot-Entfernung hatte sich noch nicht überall in Frankreich durchgesetzt. Auch vor mir war ein Gassigeher unterwegs, der keine Anstalten machte, die Ablagerungen seines Vierbeiners aufzuheben. Ich musste unweigerlich an das Programm eines Comedians denken, der dazu einmal bemerkt hatte: Wenn Außerirdische je-

mals auf der Erde landen sollten, dann würden sie darauf bestehen, mit Rex und Fido zu reden. „Take me to your leader!“, war die Aufforderung, ihnen den Weg zu einer Hundehütte zu zeigen. Denn seien wir ehrlich: wenn ich zwei Spezies beobachte, bei denen eine die Exkrememente der anderen aufhebt, in ein Säckchen packt und der anderen hinterherträgt, habe ich keine Frage, wer hier wirklich Herr und wer Diener ist.

Schmunzelnd erreichte ich die Abzweigung zu einem schönen Pfad im Wald. „Schön“ meint hier nur die äußeren Gegebenheiten. Tatsächlich war dieser Abschnitt voll an Plagen. Pferdefliegen und Stechmücken wollten an mein Blut. Und auch die mir in meiner Kindheit unbekanntes Hirschlausfliegen, die in den letzten Jahren überall zugenommen hatten, landeten auf Hals und Armen für ihre rote Ration.

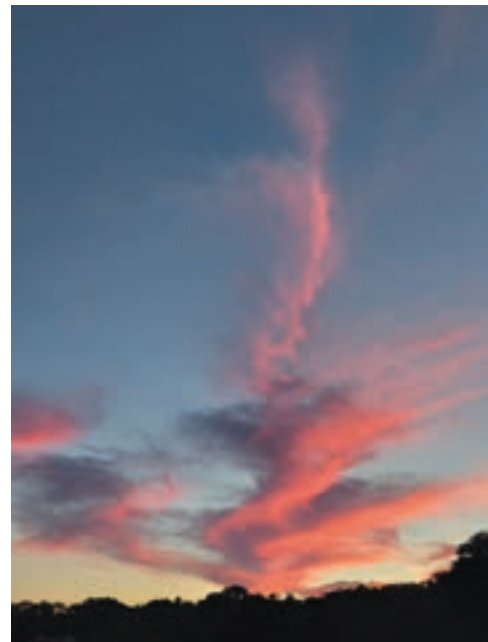
Vier Kilometer ging es durch den Wald, bis der dunkle Tunnel an seinem Ende das Abendlicht wie die Tür zu einer heimeligen Stube freigab. Vorbei an ein paar Häusern, einem Schloss und einem frisch bewässerten Maisfeld, das eine stickige, schwüle Luft umgab, wanderte ich nunmehr in der Dämmerung zu einer Kreuzung, und von dort einen kleinen Weg zu einem Weinberg hoch. Nebenan im Gras baute ich nach 64 Tageskilometern mein Zelt auf. Grillen zirpten. Ein Rehbock verfolgte bellend einen anderen.



Das erste Mal läutete der Wecker um 4.30 Uhr. Aber es war noch zu dunkel, um zu packen. Für eine halbe Stunde drehte ich mich nochmals in den Schlafsack. Der frühe Start unter einem bald flammenden Morgenrot war der Wettervorhersage geschuldet. Auch heute sollten sich die Temperaturen auf schwüle 34 Grad hochschrauben – noch lange nicht der Höhepunkt der Hitzewelle.

Schon in den frühen Stunden drückte die warme, feuchte Luft. Nur mehr wenigen Vögeln war nun im Juli nach Gesang. So wanderte ich durch eine weitgehend stille Landschaft, hörte einzig das Knirschen des Schotters unter den Sohlen und blickte in das altrosa Band der scheidenden Nacht am westlichen Horizont.

Eine hohe Mauer flankierte bald den Weg, bis mich der verbeulte Briefkasten an den rostigen Gittertoren des dahinterliegenden Château de Madon empfing. Das heute trostlos verlassene Anwesen hatte einmal der Abtei Saint-Lomer gehört und später als Landsitz der Bischöfe von Blois gedient.



Hinter dem gleichnamigen Häuserhaufen wurden die Weinberge zahlreicher und beim Blick zurück sah ich nicht nur die Sonne, sondern nun auch Heißluftballons in den Himmel steigen. „Une Montgolfière“, würde mich natürlich jeder Franzose



korrigieren, denn im Französischen trugen sie den Namen ihrer Erfinder. Ich blickte hoch zum Weidenkorb, der durch die augenscheinlich starken Winde in den oberen Sphären schnell näherkam.

Wir Menschen waren nicht die ersten, die so den Luftraum eroberten. 1783 ließen die Gebrüder Montgolfier beim „bemannten“ Jungferflug nämlich eine tierische Besatzung in die Lüfte steigen. Ein Hahn, eine Ente und ein Hammel sahen auf diese Weise noch vor uns Frankreich von oben. Ob diese Pioniere es genossen haben, ist nicht überliefert. Anzeichen genau dafür gab es heute hingegen schon. Jemand winkte über mir. Allerdings kann es auch sein, dass ein bisschen Panik mitschwang. Denn das Verfolger-Fahrzeug, das mich überholt hatte und sich auf einer Wiese weiter vorne schon für die Landung bereit gemacht hatte, setzte sich wieder in Bewegung und gab Gummi. Zu schnell kam der Ballon über die Hügel.

Amboise mit seinem eindrucksvollen Schloss und mittelalterlichen Gassen war um die Mittagszeit, da ich es erreichte, voller Touristen. Sie bummelten, schleckten Eis und bestaunten Türme, Erker und Fachwerksbauten. Die Ecke, in der ich selbst Pause machte – auf dem einzigen schattigen Flecken eines Diskont-Supermarkt-Parkplatzes –, war weniger reizvoll. Müll lag in dem Winkel und hin und wieder trug die Luft den Geruch anderer „Hinterlassenschaften“ herüber. Meine Pause dort sollte allerdings länger dauern als es die Umstände empfahlen. Beim Abnehmen des Rucksacks hatte ich ein Problem mit dem Hüftgurt festgestellt. Wichtige Nähte waren aufgegangen. Da sie für Nadel und Zwirn schwer zugänglich waren, versuchte ich Klebstoff zum Einsatz zu bringen. Die Freude über die scheinbar geglückte Reparatur währte aber nur kurz. Noch bevor ich Amboise verlassen hatte, saß ich neuerlich im Schatten eines Baumes an einer Kreuzung und biss die Zähne zusammen. Zahnseide, Nadel und ein viel zu kleiner Fingerhut bohrten und stocherten unter Verrenkungen der Arme für eine halbe Stunde in hartes, formgebendes Plastik. Dann wanderte ich, gelegentlich die Reparaturen abtastend, durch die Weinberge nach Montlouis-sur-Loire.

Hier wechselte die Via Columbani auf das rechte Ufer. Ich selbst musste mich jedoch links halten. Denn das einzige erschwingliche Quartier in und um Tours, in dem ich nach 350 Kilometern wieder duschen und die Batterien aufladen würde können, lag diesseits der Loire.

Schön war die Stadteinfahrt nicht und es war fast unerträglich, wie die Sonne selbst um 20.00 Uhr noch ins Gesicht brannte. Der wenige Wind kam dazu von hinten

und verstärkte nur das Gefühl von Hitze, die von Betonmauern und dem Asphalt wie in einem Backofen zurückgeworfen wurde.

Zunächst war ich erleichtert, dass das Fenster meines winzigen Zimmers nach Osten zeigte, aber da jede Klimatisierung fehlte, musste auch dieses irgendwann auf – ein Fenster, durch das nun nicht nur Hitze drang, sondern auch die akustische Kulisse einer stark befahrenen Kreuzung. Ganz allgemein war ich beeindruckt, wie der Lärm im Zimmer scheinbar noch lauter als draußen zu sein schien. Als unten auf einer Grünfläche gegenüber – trotz Trockenheit – ein Rasensprenger anging, glaubte ich fast, über meinem Bett sei eine Sprinkleranlage gestartet. Doch während ich instinktiv die Elektronik schützte und wild durchs Zimmer blickte, war schnell klar, dass ich nicht im Nassen saß.

Geschlafen habe ich in der folgenden Nacht kaum. Daran war nicht nur der Straßenlärm schuld. Als mein Nachbar zu telefonieren begann, war ich mir sicher, dass man in diesem Hotel die Zimmer nicht durch Wände, sondern nur durch Tapeten getrennt hatte. Es mag eine *Raufasertapete* gewesen sein, aber der zusätzliche Schalldämmwert war vernachlässigbar. Auch sonst blieb es um das Zimmer laut. Wenig begnadete Sänger übten ihre Lieblingsschansons in der Bar unter dem Etablissement. Und als dann direkt vor meinem Fenster eine Straßenlaterne anging und die Nacht in meinem Zimmer zum Tag erklärte, war ich nicht mehr sicher, ob es sich wirklich ausgezahlt hatte, bei der Unterkunft zu sparen. Selbst das vorliegende Buch ist dadurch ja nun eine halbe Seite länger und damit sind die Druckkosten höher. Das Einzige, was ich positiv vermerken konnte, war, dass ich so wenig schlief, dass ich mir nicht den Wecker stellen musste, um mitten in der Nacht die Batterien in den Ladegeräten zu wechseln.



Ich war früh auf den Beinen. Eigentlich war ich mehr *immer noch* auf den Beinen. Denn die zusammengerechnete Zeit des Schlafs der vergangenen Nacht hatte Mühe, die Ausdehnung eines Nickerchens zu erreichen. Ich verließ mein Hotel und warf müde aber schmunzelnd noch einen letzten Blick auf die angeschlagene internationale Fassung der Brandschutzordnung. „Leave the room if you cant“, stand da. Eine eher schwierige Empfehlung. Dann versuchte ich dem letzten Auftrag der Anleitung – so gut wie möglich – nachzukommen: „Shut the dour“.

Die Dämmerung hatte erst gerade eingesetzt, als meine schnellen Schritte durch die leeren Gassen hallten. Ich hatte mehrfachen Grund, mich zu beeilen. Denn zunächst musste ich heute am anderen Ufer ein Stück zurück, um jene Stätte zu besuchen, die ich trotz fünf Kilometern Umweg keinesfalls ausgelassen hätte: das Kloster von Marmoutier. Es wird oft als das älteste des Abendlandes geführt. Ganz richtig ist dies nicht. Denn schon zuvor, im Jahr 361, hatte Hilarius von Portiers seinem Protégé



Martin ein Anwesen in Ligugé zu einer Klostergründung nach dem Vorbild Ägyptens überlassen. Als Martin später zum Bischof von Tours berufen wurde, gründete er 372 vor den Toren der Stadt in den Höhlen der Uferwände ein neues Kloster, eben Marmoutier, das bis ins hohe Mittelalter immer wieder Zeiten großer Blüte erlebte.

Martin selbst wurde hingegen in der Altstadt gegenüber begraben (†397). Bereits wenige Jahre nach seinem Tod entstand ein Schrein, aus dem nach den Überfällen der Wikinger die gewaltige mittelalterliche Basilika wuchs. Von dieser sind seit der Zerstörungswut der Französischen Revolution – ähnlich wie im Fall der Abtei von Marmoutier – nur mehr zwei Türme als Reste erhalten. Zwischen ihnen macht sich die 1886 begonnene neobyzantinische Basilika richtiggehend klein aus.



Dorthin, zum Grab in der Krypta, war ich nach Besichtigung der Klosterreste unterwegs. Martin ist ein großer, weithin verehrter Heiliger, der auch in meinem Herzen

einen besonderen Platz besitzt. In Europa gibt es neben der Jungfrau Maria wohl keine Heiligengestalt, der mehr Kirchen gewidmet sind. Dabei war die berühmte Geschichte mit dem Teilen des Mantels nur ein winziges biographisches Detail dieser beeindruckenden Figur, die als Gründer des abendländischen Mönchtums gilt. Kein Wunder, dass auch Kolumban an dieser wichtigen Stätte Halt machen wollte. Jonas von Bobbio schreibt (Kapitel 42): *„Sie fuhren weiter auf der Loire und kamen in die Stadt Tours. Dort bat der heilige Mann die Wachen, anzuhalten und ihm zu erlauben, das Grab des heiligen Martin zu besuchen. Die Wachen weigerten sich, wollten weiterfahren, forderten die Ruderer auf, ihre Kräfte zu bündeln und schnell durch den Hafen zu fahren. Dem Steuermann befahlen sie, das Boot in der Mitte des Stroms zu halten. Als*

*der heilige Kolumban dies sah, hob er traurig die Augen zum Himmel und beklagte sich, dass er [...] die Gräber der Heiligen nicht sehen dürfe. Trotz all ihrer Bemühungen blieb das Schiff wie vor Anker stehen [...]. Die Wächter, die sahen, dass sie sich nicht durchsetzen konnten, erlaubten dem Boot widerwillig, dorthin zu fahren, wohin es wollte. Auf wunderbare Weise trieb es wie geflügelt von der Mitte des Stroms zum Hafen und erfüllte damit den Wunsch des Gottesmannes. Er dankte wahrhaftig dem ewigen König, der sich nicht scheut, die Wünsche seiner Diener zu erfüllen. Nachdem er gelandet war, ging Kolumban zum Grab des heiligen Martin und verbrachte dort die ganze Nacht im Gebet.“*

Eine ganze Nacht blieb ich nicht. Nur eine Weile war mir gewährt, bevor es auf den Weg zurückging – ein Weg, der – da die kühlen Stunden nun vorüber waren – unangenehm heiß und schwül werden sollte. Zunächst war er auch nicht besonders reizvoll und führte durch das Industriegebiet. Dann ging es entlang des Flusses Le Cher bis Savonnières, wo ich mit meinen Einkäufen in den Schatten der steilen Flusswand flüchtete. Vorbei an überwachsenen Resten eines Minigolfplatzes und alter Höhlen stieg ich auf Stufen hoch. Mittagessen.

Im Anschluss blieb die Route dem Lauf der Loire meist fern und führte schließlich über Azay-le-Rideau mit seinem berühmten Wasserschloss in den weitläufigen Forêt de Chinon. Zur Hälfte besteht dieser über 5 000 Hektar große Staatswald aus Eichen und sie kamen mir in der Hitze des Nachmittags mehr als gelegen. Unter ihrem schützenden Laub absolvierte ich gut 15 Kilometer, bis ich im Abendlicht auf die Reste der Abtei von Turpenay stieß. Auch eine Bahnlinie war zu queren, und während ich noch rätselte ob sie aufgelassen war, vibrierten schon die Schienen. Ein Regionalzug kam langsam um die Kurve und ich machte den Fehler, dem Zugführer kurz mit einer freundlichen Geste zu winken. Ein „Fehler“, weil dieser nur eine Möglichkeit hatte, mich zurückzugrüßen: seine Drucklufthupe. Ich wäre vor Schrecken fast vom Weg in die Brombeeren gekippt.

Nach ein paar weiteren Kilometern zwischen den Bäumen spülte mich der Weg auf die weitläufige Lichtung von Saint-Benoît-la-Forêt. Dieser kleine Ort, der 800 Einwohner zerstreut auf Gehöfte zählt, war am Waldrand zu umgehen. Und dort entdeckte ich schließlich nach meiner Abzweigung auch noch einen schmalen Flecken für die Nacht. Zwei Zecken galt es zu entfernen. Dann wurde es still in Zelt und Wald. Nur ein Käuzchen schrie gellend und mit einem tiefen Brummen landete ein Hirschkäferweibchen auf meinem Moskitonetz.



Nachdem der Morgen so begonnen hatte, wie er gestern aufgehört hatte – zwischen Bäumen – erreichte ich am frühen Vormittag Chinon. Am Rand der Stadt grüßte mich die Einsiedelei Sankt Radegund. In diese Höhle aus Kalktuff hatte sich im 6. Jahrhundert ein gewisser Johannes zurückgezogen. Seine Weisheit sollte weithin Be-